



Nr. 7/8 Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wefermünde Juli/August 1938

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“
zwischen Elb- und Wesermündung, im Deutschen Heimatbund, E. B.

Heimat und Wirtschaft

Geleitwort für den vom 12. bis 14. August in Wefermünde-Bremerhaven stattfindenden 28. Niedersachsentag

• Von Landeshauptmann Dr. Geßner, Kurator des Niedersächsischen Heimatbundes

Das Thema „Heimat und Wirtschaft“, das ich für die Verhandlungen der diesjährigen Jahreshauptversammlung des Niedersächsischen Heimatbundes, der Landesvertretung Niedersachsen im Deutschen Heimatbund, in Wefermünde stellen ließ, soll mehr als nur eine Überschrift, ein leicht faßliches Schlagwort für die Tagung sein. Es soll die enge Wechselbeziehung aufzeigen, die zwischen den beiden Begriffen besteht, eine Beziehung, die wir in der Tat erst im neuen Deutschland als Aufgabe und Verpflichtung erkannt haben. Noch vor wenigen Jahren standen sich die beiden Begriffe durchweg feindlich gegenüber: die Heimat und die Wirtschaft! Die Vertreter der Wirtschaft forderten meistens das Recht der unbeschränkten und rücksichtslosen Zweckentscheidungen, während auf der anderen Seite die Vertreter der Heimat jahrelang vergeblich darum kämpften, in die wirtschaftlichen Vorgänge und Fortschritte eine Verantwortung vor der Schönheit und Ursprünglichkeit der Heimat einzuschalten. Es hatten sich also zwei Lager gebildet, die mangels eines autoritativen Eingreifens von seiten der Regierungsstellen nicht zu einem Ausgleich ihrer Grundsätze und Bestrebungen gebracht werden konnten.

Dieser unglückliche Gegensatz ist heute endlich überwunden. Wir haben erkannt, hüben und drüben, daß das eine ohne das andere nicht bestehen kann, daß es also nicht möglich ist, nur die

Forderungen des Heimat- und Naturschutzes zu erfüllen und darüber die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, insbesondere die großen Anforderungen des Vierjahresplanes und des Geldzuges um die Ernährungsfreiheit des deutschen Volkes zu vergessen, und daß wir es uns andererseits um unserer weltanschaulichen und inneren völkischen Freiheit willen nicht erlauben dürfen, nur wirtschaftlich, nur zweckmäßig, nur von heute auf morgen zu planen und nicht zugleich die hohe Verantwortung zu fühlen, die uns das unvergleichliche landschaftliche und kulturelle Erbe unserer Nation auferlegt. Auch der, und gerade der, der die Forderung des Tages erfüllt, soll daran denken, daß er nicht nur von heute auf morgen lebt und nicht nur für sich selber schafft, sondern daß alles zugleich Kind und Kindeskind betrifft, und daß Generationen einmal den Segen oder den Unsegen seiner Arbeit erfahren werden.

Wie man gesagt hat, daß nur in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohnen kann, genau so ist es eine Forderung der völkischen Selbsterhaltung, daß nur in einer gesunden, d. h. schön und planvoll geordneten Heimat eine gesunde, d. h. eine tüchtige und planvolle Wirtschaft aufblühen kann. Heimat und Wirtschaft also sind heute nach nationalsozialistischer Auffassung Bundesgenossen, die unter allen Umständen zusammengehören, es gilt nur bei den notwendigen Eingriffen, die aus den wirtschaftlichen

Notwendigkeiten heraus erfolgen müssen, eine den Belangen der Heimat und ihrer Landschaft wie der Wirtschaft entsprechende Lösung zu finden. Wie ich schon seit Jahren bemüht bin, in der provinziellen Kulturpflege und der von meiner Verwaltung aus geleiteten Landesplanung Vorarbeiten zu schaffen für eine gründlichere Kenntnis der heimatischen Landschafts- und Bodenverhältnisse und für eine entsprechende Steigerung in der Ausnutzung und Bewirtschaftung der heimatischen Landschaft, so habe ich auch von vornherein die Fragen der Heimatpflege und des Natur- und Landschaftschutzes, die gleichfalls in den Aufgabenbereich meiner Verwaltung fallen, mit eingeschlossen und mich der Mitarbeit der bewährten Fachleute auf diesen Gebieten versichert.

Ich hoffe, daß die Wefermünder Tagung uns auf diesem Wege einen guten Schritt vorwärtsbringen wird; findet sie doch statt in einem Bezirk der Provinz Hannover, der als Ausfallstor zum Weltmeer hin besonders anschaulich und eindringlich die enge Verflechtung von Heimat und Wirtschaft nicht nur für den äußeren Wohlstand, sondern auch für das völkische Selbstbewußtsein und den vaterländischen Stolz zeigt.

In diesem Sinne wünsche ich den Verhandlungen des 28. Niedersachsentages an der Unterweser einen vollen Erfolg.

Friesen leben an der Wesermündung

Ein freies, mutiges Geschlecht in Marschen und Mooren

Im 16. Jahrhundert und später sprach man neben dem einheimischen Niederdeutschen an der Unterweser auch zum Teil friesisch. Vielfache Berührungspunkte fanden zwischen den beiden Stämmen statt: Niedersächsische Fürsten haben das Friesenvolk oft genug in ihren Machtbereich zwingen wollen und zum Teil gezwungen, und wenn man von einem niedersächsischen Kulturkreis spricht, so darf man an dem Einfluß des Friesenvolkes nicht vorübergehen, mag auch die eigentliche Gemeinschaft der Friesen das Seegebiet von Rütland bis zum Zuidersee umfassen.

Das Ursprungsland des Friesenstammes sieht man jetzt an der schleswigschen Westküste, wo jetzt noch die Nordfriesen siedeln, und von hier, so vermutet man mit ziemlicher Bestimmtheit, sind die Besiedler der friesischen Marschen im Westen über die Nordsee gekommen. Von dieser neuen Heimat im jetzigen Westfriesland sind sie dann wieder ostwärts gewandert in die Seerandgebiete zwischen Ems und Elbe. Nachbarn der Friesen auf der sogenannten Zimbrischen Halbinsel waren die Sachsen, diese sind nach der glaubhaften altfriesischen Stammes Sage wohl um 400 nach der Zeitrechnung über die Elbe gewandert, im Lande Hadeln gelandet und haben die alteingesessene Bevölkerung teils totgeschlagen, teils unterjocht. Hier hatten einst die Chauken, Groß- und Kleinkauken, gewohnt. Diese waren im Zuge der Völkerwanderung südwestwärts gedrängt, und in die entvölkerten Gauen rückten die friegerischen Sachsen ein, was zurückgeblieben war, wurde unterjocht.

Notzwang zur Wanderung

Frägt man: Was veranlaßte die Friesen und Sachsen, ihre altväterlichen Wohnsitze zu verlassen, so mag man an den den Germanen angeborenen Wandertrieb und an ihre Abenteuerlust denken, wie sie sich vielfach in der Völkerwanderung zeigte; man kann auch als Grund die Uebersiedelung der Heimat anführen, die zweiten und dritten Söhne mußten sich in der Fremde eine neue Wohnstätte suchen, wie im vorigen Jahrhundert zahllose junge Leute von hier nach Nordamerika auswanderten. Wenn man aber die Karte der Westküste von Schleswiga-Holstein mit dem zerrissenen Lande und mit den vorliegenden Inseln und Halligen ansieht, dann sagt man sich: der blanke Haas hatte die Heimat verschlungen, und die von dort durch die Flut vertriebenen Leute haben sich eine neue Heimat suchen müssen. Im späteren Mittelalter stellen wir den gleichen Vorgang fest, Herren und Fürsten ließen den Ruf in die niederdeutschen Landschaften erschallen: Kommt in die Ostmark, da könnt ihr siedeln. Wir bieten euch dort sichere und gute Heimstätten. Da antworteten viele:

„Na Ostland will wi riden,
na Ostland will wi men (ziehen),
... da is ene vel betere Ste (Stätte).“

Da kamen sie aus Westfalen und Niederdeutschland, sie suchten freiere Lebensbedingungen; sie kamen vom Niederrhein und Ostfriesland, sie hatten durch den Einbruch der Nordsee ihre Heimat verloren.

In Land Wursten reifte Friesen

Den Friesen mochte aber auch ganz besonders das Wandern im Blute liegen. So waren ja einst Friesen, die übers Meer nach dem Westen gesiedelt waren, wiederum, ob zu Land oder zu Wasser steht dahin, nach dem Osten gezogen und hatten hier am Weserufer und zwischen Weser und Elbe eine neue Heimat gesucht und gefunden. Wann? Leider versagen die schriftlichen Quellen, und wir sind auf Vermutungen angewiesen. Wir erinnern uns, daß in dem großen Kampf um die Vormacht zwischen Franken und Sachsen Karl der Große hier im Norden in Wigmodien den erbittertsten Widerstand fand, bis in die letzten Jahre des großen Kampfes hinein, persönlich zog er bis ans Meer nach dem

Lande Hadeln. Schließlich griff er hier zu dem schärfsten Mittel, er verpflanzte Tausende, einmal den dritten Teil der Bevölkerung, nach dem Süden ins Frankenland; Orte wie Sachsenhausen bei Frankfurt am Main und viele andere erinnern an diesen Vorgang. In die entvölkerten Gegenden hier im Norden, wo Karl sich Grabesruhe verschafft hatte, mochten die Friesen eingezogen sein. Friesische Einwanderung ist vornehmlich in den jetzigen Wesermarschen von Bremen abwärts festzustellen. Osterstade mit Rechtenfleth, der Heimat von S. Allmers, und Land Wursten sind jedenfalls auch von Friesen besiedelt. Am reinsten und klarsten hat sich die friesische Art im Lande Wursten erhalten; von diesen Friesen besonders sei im folgenden die Rede.

Landessprache in Haduloha

Aus dem Jahre 1091 haben wir das erste urkundliche Zeugnis darüber, daß Friesen hier an der Unterweser als begüterte und festangesessene Leute wohnten; da übergaben zehn Männer aus dem jetzigen Südwursten, die als Friesen bezeichnet werden, ihre Güter dem heiligen Petrus in Bremen zu eigen und empfingen sie als Kirchensassen zurück. Der jährliche Zins soll auch in friesischer Münze gezahlt werden. Um diese Zeit vorher oder nachher hat dieser Teil des Gauses Haduloha friesische Bevölkerung und friesische Art angenommen. Sie blieben zunächst im sächsischen Landesverbanne des alten Haduloha und rechneten auch niemals zum großen Friesenreiche, trotzdem sie im Laufe der Zeit fast eine selbständige Bauernrepublik geworden waren. Aber wie sie hier räumlich durch Moore und unwegsame

Heide von den anderen Landesbewohnern abgeschnitten waren, so drückten sie hier der ganzen Landschaft ihre friesische Eigenart auf. Landessprache wurde das Friesische, Namen, die aus den Urkunden uns überliefert sind, deuten auf Leute friesischen Stammes. Als schon längst das Land Wursten in das Erzstift Bremen eingegliedert war, und damit auch sächsische Familien und deren Namen ins Land Wursten eingedrungen waren, deuten doch die Namen der Männer, die das Vogtamt in den einzelnen Kirchspielen versehen, auf alteingesessene Familien friesischer Herkunft hin, wie Bouwes, Fouwes, Aldes, Tants, Siebs, Lübbes u. a. Wie sich Ostfriesland bis in die Neuzeit hinein bewußt von dem übrigen Deutschland abriegelte, so unterschied sich auch Land Wursten von dem sächsischen Nachbarland. Sie hießen Wursterfriesen, in dem Anfang des 16. Jahrhunderts heißt es von einem Wege, der von Sievern nach Bremen führt: „de wech geit na Friesland“. Von den eigentlichen friesischen Namen sind in der Gegenwart nicht viele im Land Wursten übrig geblieben. Also dies Ländchen ist die Gegend, die bis in die Neuzeit hinein die eigentliche friesische Kolonie hier im Niedersachsenland geblieben ist.

Aber auch in die benachbarten Gegenden sind friesische Kolonisten eingedrungen. Darauf deuten Ortsnamen wie Friesisch-Lüneburg, im Lande Hadeln gibt es ein Friesenhörn, in Bögeln einen Friesendamm, in der sächsischen Bevölkerung in der Ostemarsch ist gewiß auch ein friesischer Einschlag; einzelne Sippen sind die Elbe aufwärts gezogen, bei Hamburg-Harburg gibt es ein Friesenwerdermoor.

Erster Deich im Marschenland

Wenn wir nun der Frage nachgehen, wie wohl die friesische Besiedelung im Lande Wursten vor sich gegangen ist, so ist vorauszuschicken, daß natürlich schon vor der friesischen Einwanderung hier Leute gewohnt und ihr Leben gefristet haben; vor der Eindeichung des Landes waren die Wierden und Wurthen ihre Wohn- und Zufluchtsstätten. Wie stark die Entvölkerung durch Karls harte Maßregeln war, entzieht sich unserer Kenntnis.

Die gleichmäßige und weitgehende Besiedelung von Wursten setzte erst durch die Deichlegung ein, da wurde aus den halligartigen Marschinseln ein zusammenhängendes Land. Das ist das Werk der Friesen. Diese sind in Geschlechterverbänden über die Weser gekommen, haben das Land mit Genehmigung des Landesherrn in Besitz genommen und vermöge ihrer fortgeschrittenen Deichbaukunst sippenweise der Landeskultur erschlossen. Wiederum liegen keine Verträge oder urkundlichen Nachrichten vor, sondern von der Dänen folgte das aus den Orts- und Flurnamen, die in einer bestimmten Richtung liegen und Sippennamen aufweisen, wie Duddinger Weg, Tantinger Vierfel, Badingbüttel. Noch im 16. Jahrhundert bestand ein eigenartiger Unterschied zwischen den Ureinwohnern, der Bevölkerung auf den alten Wierdenbörfern und den friesischen Siedlern. Diese friesischen Siedler haben nun dem Lande und den Leuten ihr bestimmtes Gepräge gegeben: Wursterfriesland.

Seefahrt liegt im Blut

Bekannt ist, daß die Friesen heute ein gut Teil der Seeleute stellen für die Fahrten in den heimischen Gewässern wie für die hohe See. Das ist Erbgut von den Vorfahren her, das liegt den Friesen im Blut. Ihre Schiffe beherrschten in der Frühzeit den Handel in Nord- und Ostsee, in Haithabu in Schleswig waren sie zu Hause wie in Birka in Schweden. Die furchtbare Sintflut der Wikinger raubzüge hat diesen Handel zu einem großen Teil vernichtet; man sagt, das Reich habe sie im Kampfe dagegen im Stich gelas-

sen. Nachher wurde dieser Seehandel von der Hanfa übernommen, ihr Handelszinn richtete sich seitdem landeinwärts. In vielen Städten am Rhein gab es früher und jetzt Friesengassen; auch die Weser war bis nach Thüringen hinein schiffbar, man erinnert sich gern der Marktschilderung, die uns G. Freytag im Nest der Zaunkönige gibt, wo die Schiffer ihre Schätze von der See ausladen. Die See, das Wasser war der Freund und der Feind der Friesen. Unter ihnen ist das deutsche Wort entstanden: „Gott hat das Meer geschaffen, und der Holländer hat ihm Gestade gesetzt.“ Im Deichbau gegen die Wassersnöte sind die Niederländer jahrhundertlang vorbildlich gewesen. Der alte Wurster Trinkspruch deutet uns auf diese ihre Haupttätigkeit hin:

„Gott bewahre Dam un Dyken,
Siel- un Bollwerk un dergleken,
darto unser Land un God
un en ehrlik Wurster Blood.“

Groberer der Bruchlandschaften

Die Friesen haben es aber nicht bloß verstanden, gegen die Nordsee ihr Land durch Deiche zu schützen, sondern sie sind auch bei dem niedrigen Niveau ihres Landes der Wassersnöte im Lande selbst Herr geworden. So verstehen wir es auch, daß die Friesen nicht bloß in den am Meer gelegenen Marschen gesiedelt haben, sondern vielfach in Bruchländereien hier im Norden und weseraufwärts bei Bremen und an der Elbe. Die Namen der mit „Friesisch“ verbundenen Orte zeugen davon; die Geschichte der niederländischen Kolonie im späteren Mittelalter bildet ein eigenes Kapitel. Solche Sumpfländereien in gutes und fruchtbares Weide- und Ackerland umzuschaffen, das verstand der Sachse offenbar nicht. Daß es nicht wenig Friesen gewesen sind, die am Rande der Geest und weiter hinauf sich in den Bruchländereien angesiedelt haben, diese Tatsache können wir ja aus den vielen friesischen Namen, die sich bis in die Neuzeit hier erhalten haben, schließen, auch die Flureinteilung, wie tene in

Lehe, hart in Holzel erinnert an friesische Agrarverhältnisse. Wenn das Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Friesenstand hier im Laufe der Zeit verlorengegangen ist, so kommt das wohl daher, daß sie hier nicht in geschlossenem Geschlechterverband sich angesiedelt haben, sondern mehr als Einzelpersonen in eine bestehende Lebensgemeinschaft eingetreten sind.

Gala freya Fresena

Dieses stete Ringen um die Erhaltung des heimatlichen Bodens, besonders der Kampf gegen den nie ermüdenden Feind, den blanken Haas, wirkt in den Menschen ein inneres Verbunden-sein mit der Scholle, einen gesunden Stolz, ein starkes Freiheitsgefühl. Diese Seelenkräfte sind bei den Friesen in hohem Maße gewachsen und von ihnen gepflegt worden. Gala freya Fresena, das singen die Friesen mit Begeisterung, und dafür haben sie im Laufe der Jahrhunderte Leib und Leben eingesetzt. Die Ostfriesen haben es erreicht, daß schließlich die niederländischen Fürsten davon abstecken mußten, sie ihrem Herrschaftsbereich einzugliedern; die Wursterfriesen sind zuletzt nach heldenmütigem Kampfe erlegen und haben ihre politische Selbstständigkeit eingebüßt, aber mit Erfolg haben sie sich dagegen bis in die Neuzeit gewehrt, daß ein adlig Herrengeschlecht unter ihnen aufkam. Sie waren selber ein Herrenvolk. Mit Stolz haben einige von ihnen in ihren Bauernwappen den halben Adler geführt, zum Zeichen dafür, daß sie nur vom Reich abhängig sein wollten.

Kampfesfreude und Fehdelust

Mit diesem freiheitlichen Sinn hing nun aufs engste die Kampfesfreude und die Fehdelust zusammen, die diesem germanischen Stamme ganz besonders eigen ist. Die Wursterfriesen haben jahrhundertlang mit den adligen Herren auf der Geest und den sie ablösenden Herrschaften in Fehde gelebt; sie haben bis zum Weißbluten für ihre Freiheit gekämpft. Immer wird das Hohe

Lied von dem Kampf der Wurster Bauern mit der Fahrenjungfrau in ihrer Mitte, die von einem Landsknecht schließlich erschlagen wurde, in unseren Herzen anklingen. Bewundernswert bleibt es immer, wenn wir es auch beklagen müssen, daß so viel edles Blut vergossen wurde. Aber diese Kampfeslust artete recht oft in blinde Zerstörungswut aus. Die Dörfer auf der Geest, die sich dieser Verferfer nicht erwehren konnten, haben vielfach darunter zu leiden gehabt. G. von der Osten sagt: Wenn auch das Feld der Tätigkeit der Wurster meist auf der See lag, mieden sie es doch nicht grundsätzlich, Raubzüge zu Lande zu machen.

Noch schlimmer war es, daß sich diese Kampfeslust vielfach gegen die eigenen Landsleute wendete. Es wurde anfangs darauf hingewiesen, daß die Besiedlung des Landes Wursten durch Sippenverbände, denen bestimmte Teile zugewiesen waren, stattgefunden habe. Diese Verbände, Geschlechter, Freundschaften, haben nun auch ihre Bedeutung und ihre Wirkung im Rechtsleben gehabt und bis in die jüngste Vergangenheit behalten. Die Geschlechteroberhäupter konnten, wenn es galt, das Recht ihrer Sippe mit dem Schwert zu verfechten, eine ansehnliche Macht zusammenbringen. Ein solcher rühmte sich dem bremischen Erzbischof gegenüber: „Ob der Bischof schon was wollte fürnehmen, so vertraute er sich, dem Bischof mit seiner Freundschaft allein zu steuern.“ Wenn man von den Fehden liest, die die Wurster Geschlechter gegeneinander ausfochten — und diese Fehden waren durchaus als Rechtsmittel anerkannt —, dann wird man an die Zustände im alten Island erinnert, wo nach den Sagas die einzelnen Sippen immer wieder miteinander kämpften und einander vernichteten zum Schaden des Volkstums.

Gefährlich ist's sich einzumischen

Solche Erkenntnis von dem gewaltigen Volksschaden drang auch bei den Wurstern durch. In der Wurster Willfür vom Jahre 1508 setzte es die Landesobrigkeit, die 16 Ratgeber, fest, daß das Fehderecht abgeschafft und der Fehde-

gang durch den Rechtsgang ersetzt wurde. Bezeichnend ist, daß hierbei zwei Parteien erklärten, sie wollten erst nach Austrag ihrer schwebenden Fehden die Willfür annehmen. Sonst gelobt das ganze Land, den Ratgebern mit gesamter Hand zu helfen, den tatsächlichen Widerstand gegen das Gesetz zu unterdrücken.

Es leuchtet ein, daß dieser Kampf nach außen und im Innern ein hartes und rauhes Geschlecht erzeugten. Die Friesen waren gefürchtet bei den Nachbarn und weithin im deutschen Lande. Die Weihnachtsschlacht am Bremer Tief und der Freiheitskampf gegen den bremischen Erzbischof machten weithin großes Aufsehen. Soll doch selbst der Kaiser Maximilian den Tod der Fahrenjungfrau bedauert haben, sie hätte die Mutter eines Heldenprinzlings werden können. Derselbe Kaiser hatte zwei Jahrzehnte vorher die Vertreter des Heiligen Römischen Reiches zu einem Reichstag nach Freiburg berufen, um u. a. auch über das Abstellen „von Irung und Aufruhr“ im friesischen Lande zu beraten. Keiner fand sich bereit, eine Sendung dorthin anzunehmen. Für diese Weigerung gab später jemand die bezeichnende Auskunft: „Wann keiner von uns will von gemeins Nutz will heilig werden.“ „Wer es ohne überlegene Heeresmacht wagt, sich von außen her dort einzumischen, bereitet sich selbst das Märtyrerkreuz des heiligen Bonifatius“ (Reimers).

Daß bei den Wurster und Friesen überhaupt die Liebe zum Trunk eine bedeutame und verhängnisvolle Rolle spielte, sei nur nebenher erwähnt. Diese Trinksitte mochte auch zum Teil daher kommen, daß für manche Vergehen die Strafe in Tonnen Bier festgesetzt war. Trinken war Landesbrauch. Verwunderlich klingt es, aber es ist für das Wurster Kind bezeichnend, wenn der holländische Vizeadmiral, der sich Hans Abell, Wurster Bur, unterschreibt, in seinem Brief an den Landesherrn bemerkt: „Ich bring Ew. fürstlichen Gnaden einen vollen pott win.“ Ein Zeugnis mannhafter Vertraulichkeit.

Mutige Seelente, tüchtige Deichbauer, freiheitsliebende Männer, das waren die Friesen.

Freiheitsymbol von Bederkesa

Wann und warum wurde der Roland errichtet?

Reicht der Rolandgedanke wirklich ins germanische Heidentum zurück? Knüpft er an den Ziu- oder an den Donarkult an? Oder entstanden die Standbilder aus alten Marktkreuzen oder gar in Anlehnung an die Irminsul? Oder ist schließlich Roland wirklich Roland? Das sind alles Gedanken, die von Zoeppl, Platen, Sello, Schröder, E. H. Meyer und neuerdings in dem Buche „Deutsche Rolande“ von Soede u. a. behandelt wurden.

Außer dem Recken von Bremen — der kleine von 1727 auf dem neuen Markte zählt hier nicht mit — haben wir in unserer engeren Heimat Rolandfiguren in Wedel in Holstein und in Bederkesa. Auch Hamburg hatte einst sein Standbild. Wenn sich auch die erste Erwähnung im Jahre 1264 als unrichtig erwies, so steht doch fest, daß er 1389 noch vorhanden war, weil in diesem Jahre einem Maler ein Geldbetrag für das Weissen und für die Ausbesserung des Schildes und des Fußes überwiesen wurde. Durch weitere Nachforschungen in unserer Landschaft ließen sich sicher noch Feststellungen machen, die für die Rolandforschung von Wichtigkeit sein könnten. In einer von F. Elfers zur Verfügung gestellten Notiz über Brobergen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts heißt es wörtlich: „Ist alda um Damme für wenig Taren ein geschnitztes Bild gestanden, das man Rolandt geheissen, welches Leute noch denken können. Und daraus zu vernemen, daß man an denen orten, da solche Bilder des Rolandt stehen, sonderliche gerechtigkeit und jurisddiction gepflogen hat.“ Sie alle trugen als Zeichen des Gerichts und der Blutgerichtsbarkeit das Schwert, das in diesem Sinne das Wesentliche der Standbilder ist. Weist doch auch das von Friedrich II. geschaffene Siegel des Hofgerichts in der Rechten des Herrschers ein Schwert auf. Ebenso hält die Figur des Wurster Siegels von 1238 und 1269 ein Schwert.

Auch in Bederkesa wurde auf dem Burghofe Gericht gehalten. Vom Beginn seiner Herrschaft im Amte Bederkesa an war der Rat bemüht, dieses Gericht gegenüber dem von Ringstedt und Debstedt zu stärken. Appellationen gingen später nicht an den Landesherrn, den Erzbischof, sondern an den Rat von Bremen. So wird zunächst das Bewußtsein von der einstigen Bedeutung der Rolande — wie in Brobergen — noch vorhanden gewesen sein. Mit der Einrichtung einer Gerichtsstube blühte der Roland allerdings einen Teil dieser Bedeutung ein, wie ja überall der Einbau von Gerichtsläuben die Gerichtshandlungen unter freiem Himmel ablöste. Auch die bremische Ritterschaft verlegte mit dem Erwerb eines eigenen Hauses ihre Beratungen vom Freien unter Dach. Die Rathhäuser sind Schicksal und Verhängnis für viele Rolande gewesen.“ (Soede).

Mehr als ein einfacher Schmuck

Aber die Aufstellung einer Rolandfigur in Bederkesa ist weniger im Hinblick auf ihre ursprüngliche Bedeutung erfolgt; es war vielmehr eine Kundgebung und Feststellung, die nach außen wirken sollte, ein Bekenntnis für die Selbstständigkeit der Stadt Bremen. Ein „Punktum! Hier regieren wir! Hier hat uns niemand dazwischenzureden — auch der Herr Erzbischof nicht!“ Was bei den Wurstern bis zum Verlust ihrer Freiheit Tatsächlichkeit war, das war den Bremern bis zur Anerkennung der Reichsunmittelbarkeit (1646 bis 1731) Hoffnung, Streben, Ziel. Ihnen war längst der Gerichtsroland am Rathaus zu einem Freiheitsymbol geworden. Dieser Glaube saß so fest in der Ueberzeugung der Bevölkerung, daß Sello mit Recht schreiben konnte: „Diese Treue, welche seine Bremer seit mehr als 900 Jahren ihm bewiesen haben — ohne Beispiel

darstehend im ganzen deutschen Vaterlande — ist für ihn und seine Getreuen selber das schönste Ehrenkreuz.“

War der Roland in Bederkesa also — wie auch gemeint wurde — lediglich eine Brunnenzierde wie die in Eger und in Hall in Tirol? Mag Sello ihm auch die Rolandqualität abgesprochen haben, was Dr. von Lehe in bezug auf die Wurster Siegel sagt, das gilt in der Uebertragung auch hier: „Er ist mehr als ein einfacher Schmuck und ein funktgeschichtlich zu wertendes Stück, er ist Niederschlag, Ausdruck und Sinnbild eines politischen Willens.“

Gänzlich unhaltbar ist die Annahme, daß die Aufstellung des Rolands bereits zur Zeit des Umbaus des Schlosses im Jahre 1460 erfolgt sei. Freudenthal stellt seine Geburt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Doch mit diesen Meinungen hat schon Buchenau durch den Hinweis auf die Stilart der Figur aufgeräumt. Die dem Buche von Delichius (1603/04) beigegebene Zeichnung beweist, daß damals die Brunnensfigur vor der Burg stand.

Wappenzeigen — sein Geburtsjahr

Seltamerweise ist in den Bremer Akten nichts über die Aufstellung des Bederkesaer Rolandes zu finden. Hätte der Rat sie selbst veranlaßt, so würden Belege über die Auslagen vorhanden sein. Da müssen uns schon die auf den Seiten des Sockels angebrachten Wappenschilder in den Taten der sitzenden Löwen den Weg weiter weisen. Es sind dies ein Bremer Schlüssel, ein Bogenbüsche, der die Armbrust spannt, drei senkrecht stehende Hülsenblätter und zehn Herzen. Der Bremer Schlüssel ist Stadtwappen und Hoheitszeichen. Die anderen drei Wappen deuten auf Geschlechter hin, von denen Glieder



Die Wappen der Schüttes, Krefstings und Scharhaars, die die Löwen am Bederkesaer Roland in ihren Klauen halten, und die allein eine genaue zeitliche Festsetzung des Standbildes ermöglichen. Bilder: Archiv

in Bederkesa als Amtmänner und Drostien walten: Schüttes, Krefsting und Scharhaar. Die Schüttes führen in ihrem Wappen einen Schützen mit rotem Rock und blauem Hut, auf einer Wiese stehend und eine gelbe Armbrust in der Hand. Ihre Helmverzierung besteht aus gelben Pfeilen mit blauen Spitzen. Die Haltung der Arme ist gewinkelt, sie weisen hochgekrempelte rote Ärmel auf. Das Krefstingische Wappen zeigt drei grüne Blätter auf gelbem Grund. Die Helmverzierung ist an der einen Seite gelbgrün und an der anderen Seite grün-gelb, dazwischen ebenfalls ein grünes Blatt. Das Wappen der Scharhaar trägt im oberen Teile zehn rote Herzen auf gelbem Grunde und im unteren Teile zehn Rechtecke, die abwechselnd blau und weiß bemalt sind. Die Helmverzierung ist hier gelb-blau und blau-gelb.

In welcher Beziehung stehen diese Familien nun zu dem Roland? Uns sind folgende Daten bekannt:

Zum Ratsherren gewählt	Gestorben
Heinrich Schüttes am 22. 1. 1589	6. 11. 1603
Dr. H. Krefsting 6. 12. 1591	1. 8. 1611
Arnold Scharhaar 2. 2. 1597	6. 3. 1604

Nach einer Zusammenstellung von Dr. Allmers waren als Drostien in Bederkesa H. Schüttes (ca. 1596 bis ca. 1602), Dr. H. Krefsting (1599 bis ca. 1605), Arend Scharhaar (ca. 1599 bis ca. 1605). Da das Wappen des Vorgängers von Schüttes, Johann Koch, nicht angebracht ist (er war Drost bis 1599), kann der Roland erst nach 1599 errichtet worden sein. Da der Stadtfackel für den Roland nicht in Anspruch genommen ist, darf mit fast absoluter Gewißheit angenommen werden, daß die Ratsherren, deren Wappen uns von den Schildern entgegenleuchten, das Standbild aus eigenen Mitteln geschenkt haben. In Betracht käme also der Zeitabschnitt von 1599 bis 1603, da Dilichius die Figur schon eingezeichnete.

Also im Jahre 1602?

Erstmalig wies der Verfasser der „Geschichte der bremischen Herrschaft Bederkesa“, Dr. Allmers, auf den Zusammenhang des Rolandes mit dem sogenannten Neuenwalder Vertrag von 1602 hin. Das erscheint durch den Hinblick auf die damaligen Zeitgeschelnisse gerechtfertigt. In diesem Jahre wurde der seit langem zwischen Wursten und dem Amte, d. h. letzten Endes zwischen dem Erzbischof und der Stadt Bremen, bestehende Streit beendet. Seit dem ergebnislosen Zusammentreten Wurster und Bremer Bevollmächtigter auf der Heide von Neuenwalde im Jahre 1554 wollten die Reibereien und Gewalttätigkeiten

über die Grenzziehung nicht zur Ruhe kommen. Es gab Ueberfälle, Brandschätzungen und Totschläge. Vergeblich mühten sich die Bremer Ratsherren Daniel v. Bühren und Dr. Krefsting um die Beilegung der Streitigkeiten. Da wurde endlich nach langen heftigen Auseinandersetzungen durch den Vertrag von Neuenwalde im Jahre 1602 eine einigende Formel gefunden. Bremen setzte durch, daß ihm über das strittige Gelände das Hoheitsrecht verblieb.

Das war ein Erfolg gegenüber dem Erzbischof, der vor allem bei denjenigen eine hohe Befriedigung auslöste, die vom Amtssitze aus

mitten im Streite gestanden hatten. Vielleicht war das Geschenk eines Rolandstandbildes ein Ausdruck der Genugtuung über den Erfolg, vielleicht sogar mehr als das, eine Spitze und ein Triumph gegen den Erzbischof, die wegen der soeben mühselig zusammengefügten Einigung der Rat aus diplomatischen Rücksichten nicht mitzumachen geneigt war? Die auf dem Schwerte angebrachte Jahreszahl 1605 darf nicht täuschen, da es aus Eisen besteht. Sicher ist es zuerst auch aus Sandstein geformt gewesen und bei der Aufstellung der Statue oder schon auf dem beschwerlichen Transportwege zerbrochen und später wieder hinzugefügt worden.

Zwei Jahrhunderte auf einem Platz

Im Jahre 1654 rückte der Graf von Königs-
mark vor Bederkesa. Bremen war in Not. Wegen des Besatzes war es vom Kaiser in die Reichsacht erklärt worden, und da die Schweden mit den ihnen im Frieden zugesprochenen Herzogtümern Bremen und Verden auch Bremen und sein Gebiet beanspruchten. Am 7. April bemächtigten sich die Feinde des Turmes im Holzzur-Burg. In der Mattenburg und am Bergeshorn stellten sie Geschütze auf, die zwei Tage und Nächte ihre Kugeln in die Feste sandten. Als die stärkste Bastion, der „Morgenstern“, in Trümmer brach, war das Schicksal der Burg und damit des bremischen Besitzes auch hier besiegelt. Die Schweden legten die Wälle der Burg nieder; aber der Roland blieb vergessen und geduldet auf seinem Platze auf dem Burghofe stehen. Bis zum Jahre 1817, in dem das Brunnenhäuschen abgebrochen wurde. Die dorischen Säulen verschwanden für immer, die Löwen gingen zu einem Schleuderpreis in Privatbesitz, und der Roland selbst erhielt im Garten ein Plätzchen unter Bäumen und Strauchwerk angewiesen, wo er seinen Dornröschenschlaf hielt bis eine neue Zeit ihn wieder aus seinen Träumen erweckte. 1879 wurde das Amtshaus verkauft, nachdem der Amtssitz bereits 1859 nach Lehe verlegt worden war. Die hannoversche Regierung hatte anfänglich den Plan, das in Aussicht genommene Lehrerseminar in die Räume des Schlosses zu legen; aber das Gebäude entsprach durch einen Umbau nicht den Ansprüchen, und so entschloß sich dann die inzwischen durch Preußen übernommene Regierung zu einem Neubau. Nun setzte sich der erste Direktor des Seminars, Reinecke, für eine Aufstellung des Rolands vor dem Portal des Schulgebäudes ein und erhielt auch dazu die erbetene Genehmigung (1879). Der Gerichtsvollzieher Vertram und der Rentier Menges gaben die Löwen wieder heraus.

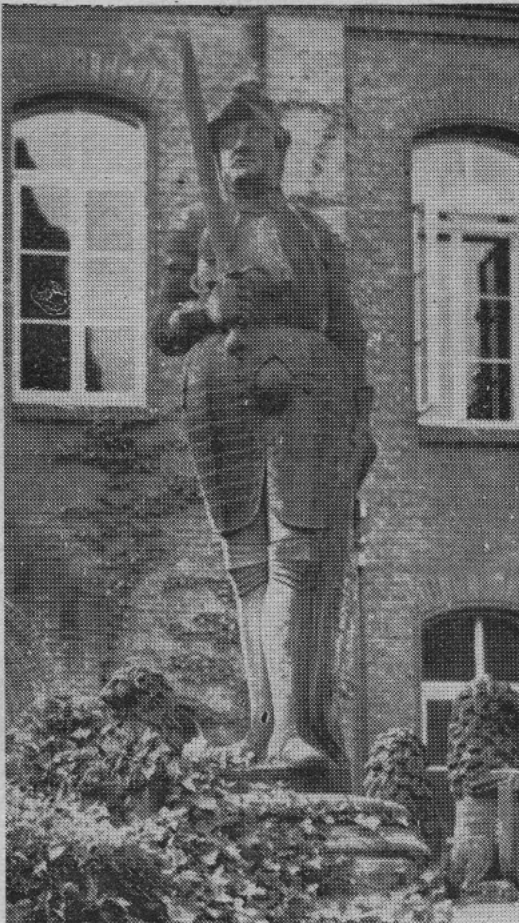


Bild: Fromberg, Wesermünde

Jedes Dorf soll sein Wappen haben

Vorschläge für heraldisch richtige Kennzeichen im Kreis Wesermünde

In dem Augenblick, wo die deutschen Landkreise, ja die Dörfer darangehen, sich ein Wappen zuzulegen, mag eine kurze Betrachtung über die Geschichte des Wappenwesens und die Kunst der Wappen angebracht sein.

Der Ursprung der Wappen liegt im Heerwesen. Der bunt bemalte und künstlerisch verzierte Schild und das auf Fahne und Feldzeichen angebrachte Sinnbild — etwa der von Westrom übernommene Adler des alten deutschen Kaisertums, das Roß der Westfalen oder das christliche Zeichen des Kreuzes in seinen mannigfachen Formen — sind früh schon Erkennungszeichen zusammengehöriger Kampfgenossen. Sie werden um so notwendiger, je mehr sich der Ritter im Eisen hüllt, den Kopf im Helm, den Körper hinter dem großen Schilde birgt: diese Waffen, Helm und Schild, tragen das Heerbannzeichen oder Wappen, ein Bild oder bildlose Farben. Sie entstehen also aus den gleichen Gründen, wie die früheren bunten Uniformen, die weiße Armbinde der Freiheitskriege oder die Fähnchen in Landesfarben, beim Unteroffizier mit dem Wappenbild, an den Lanzen unserer Reiterei.

Wer darf ein Wappen führen?

Zunächst sind die Wappen nicht persönlich, sondern Hoheitszeichen über den von Fürsten geführten Heerbann und gehen mit diesem auf den Rechtsnachfolger über; so verbindet sich das Wappenbild mit dem Land. Da aber zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Lehen erblich werden, so wandeln sich die Heerzeichen des hohen Adels zu deren Geschlechterwappen. Die Verwendung der Wappen wird allgemeiner, seit um die gleiche Zeit ein neuer kriegerischer Dienstadtadel aufkommt, in dessen Fehden das Bedürfnis nach einem eigenen Aufgebotszeichen entsteht. Damit werden die Wappenbilder zahlreicher: Sinnbilder, redende Wappen (d. h. im Grunde Bilderrätsel, die den Namen wiedergeben wollen) und endlich bei alten jetzhaften Geschlechtern die vererblichen Marken zur Bezeichnung des Besitzes an Haus und Hof und Gerät, die Haus- und Hofmarken, die mit Farbe versehen und in den Schild aufgenommen gleichfalls zu Wappen werden. Ihre Festigung erreichen die Wappen durch die Verwendung an Stelle von Unterschriften bei der Befestigung von Urkunden. Ganz beständig bleiben sie nie; sie verändern sich, wenn der Besitzstand durch Heirat, Erbschaft oder Heirat wechselt. Ein aus zwei Wappen zusammengesetzter Schild geht vielfach auf ein altes Amt (Richter, Vogt, Schultheiß) zurück, so der halbe oder ganze Reichsadler neben dem eigentlichen Familienwappen; auch wenn das Amt nicht mehr von der Familie verwaltet wurde, ist die Zusammenfügung oft als erblich angesehen worden. Es wird also der Unterschied allmählich verwischt, ob man ein landesherrliches Wappen als Amtsperson oder Lehnsträger nur „trägt“ oder selbst das Recht hat, ein eigenes Wappen zu führen. Wappenfähig sind zur Blütezeit des Wappenwesens Adel, Patrizier, Kirchenfürsten, Bürger; dann die unpersönlichen Begriffe: Länder, Städte, Stifte und Klöster, Orden und Bünde.

Heraldik nach strengen Gesetzen

Mit der Umgestaltung des Kriegswesens zu Beginn der Neuzeit verlieren die Wappen ihren ursprünglichen Sinn. Um so mehr wuchert das Wappenwesen in immer weiteren Kreisen und in immer neuen Formen. Wer irgend sich aus der Masse hervorheben will, bemüht sich um ein Wappen, das eigentlich nur noch Wandschmuck ist. Um so verwickelter werden Regeln und Vorschriften und keine Unterschiede für die Gestaltung des Wappenschildes, des darüber gesetzten Helmes und des Helmzierats, der vielfach das Bild des Schildes wiederholt. Die Schildformen folgen dem Stilgefühl der Zeit. Wichtiger und von dauernder künstlerischer Bedeutung ist die Beschränkung der Schildfarben auf wenige ungebrochene Farben (rot, blau, grün, schwarz) und Metalle (Silber oder weiß, Gold oder gelb) und die Regel, daß Farbe nicht auf Farbe, Metall nicht auf Metall zu stehen kommt. Gewöhnlich hat ein Wappen nur eine Farbe und ein Metall;

jede weitere Farbe galt als Minderung des Wertes. Dabei kann der Schild leer oder in einfachen geometrischen Formen geteilt sein oder Bilder aus der Natur enthalten. Deren Darstellung folgt einer besonderen Stilisierung.

Wenn früher Heroldsämter über die Gestaltung amtlicher oder zu verleihender Adelswappen wachten, so tut das auch im neuen Reich noch eine Ministerialstelle. Und sie verfährt dabei nach den uralten Regeln der Wappenkunst.

Es läge nahe, bei einem neuen Wappen für den Landkreis Wesermünde an ein solches zu denken, das die Wappen der alten geschichtlichen Landschaften in sich vereint, die den heutigen Kreis ausmachen. Es wären das Osterstade mit den ehemaligen Ämtern Hagen und Stotel, das Vieland, Land Wursten und Bederkesa. Sehen wir, was sich ergäbe.

Osterstades Wappen ist verschollen

Der alte, um die Heimatkunde unseres Bezirks verdiente Stader Generalsuperintendent Pratie führt in seinem Werk „Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden“, Teil II, Stabe 1770, S. 74 (Nachricht von der Börde Rhade) eine lateinische Urkunde von 1335 an, in der es heißt, „daß vorliegende Urkunde durch Anhängung des Siegels unsers Städinger Landes, Osterbach (lies: Osterstade) geheissen, zum Zeichen der Wahrheit bekräftigt und besiegelt wird.“ Das Siegel wird aber weder beschrieben noch abgebildet (es war wohl längst abgefallen), noch wird gesagt, wo die Urkunde liegt. J. G. Visbeck, „Die Nieder-Wejer und Osterstade, Hannover 1798“, gibt auf einer Tafel zweimal das Würdener Wappen, nicht das von Osterstade. Darüber teilt er nur mit, was Pratie erzählt. Almers im Marschbuch, Peter von Kobbe (Geschichte und Landesbeschreibung der Herzogthümer Bremen und Verden, Göttingen 1824/Neu York 1888), Klettkes Heimatkunde, Strunks Quellenbuch schweigen sich aus; Benno Eide Siebs, Wappenbuch der Marschlandschaften Osterstade, Land Wursten, Lunemarsch und Vieland, 1923, bildet auf dem Einbanddeckel das Wappen von Würden ab, nicht das von Osterstade. Und Heinrich Schriever, Hagen und Stotel,

1901, wiederholt nur, was Visbeck nach Pratie vorgebracht hat. So dürfte das Osterstader Wappen erst durch Archivforschung zu ermitteln sein und scheidet für unsere Zwecke vorläufig aus.

Der Döfse des Vielandes

Günstiger steht es um Hagen. Hier ist die Staleke in einem Jaun (Hagen) das Wappen des Amtes geworden und bis 1866 so geführt worden, wie Almers und ihm folgend Schriever bezeugen. Das würde sich leichter aus alten Hagener Amtakten in seiner gesicherten Form beschaffen lassen. Das Wappen der Grafen von Stotel, das später vom Amt Stotel geführt wird, bildet Urneberg Muschard, Monumenta Nobilitatis antiquae..., Bremen 1708, in einer älteren und einer jüngeren Form ab: ein Ritterhelm mit beperlten Büffelhörnern. Pratie beschreibt es danach, und von Kobbe und Schriever schreiben wiederum von ihm ab. Zum Vieland berichtet Pratie („Nachricht vom Vieland“ in „Bremen und Verdens freiwilliges Heerwesen“, 6. Beitrag, Stade und Leipzig 1752), der Oberhauptmann von Meiherrn habe (in irriger Auffassung des Wortes Vie, das sumpfige Gegend bedeutet) „zum Amtssiegel vom Vielande einen beim Sonnenscheine in der Weide gehenden Ochsen erwählet.“ (Was von Kobbe nur wiederholt.) Da dieser der neueren Zeit angehörnde Beamte sich ein Wappen wählt, ergibt sich daraus, daß ein älteres Wappen nicht dagewesen ist. Das Ochsenwappen hat keine lange Dauer gehabt; eine Warnung, bei derartigen Dingen behutsam zu sein.

Für Land Wursten sehen wir heute am klarsten, dank der musterhaften Darstellung von Erich von Lehe im Jahrbuch 27 der Männer vom Morgenstern: „Das Landessiegel des Landes Wursten“. Das älteste Wappen zeigt den thronenden gekrönten König mit erhobener Schwurhand und einem Lilienzepter. (Abbildung dort und auf dem Titel von v. d. Osten-Wiebold, Geschichte des Landes Wursten.) Für Bederkesa endlich käme ein älteres Wappen der ausgestorbenen Edelherren von Bederkesa (schräg aufsteigende rote Zacken im silbernen Feld) neben einem späteren Pfleisenswappen (unten Löwe, oben Bremer Schlüssel) in Frage.

Stärkste Wirkung durch Einfachheit

Nachdem also Osterstade und Vieland ausscheiden, ließe sich aus den vier Wappenbildern von Hagen, Stotel, Land Wursten und Bederkesa allerdings ein zusammengesetztes Wappen bilden, ähnlich wie aus den Wappen der ehemaligen Städte Lehe und Geestmünde mit Vereinfachungen und weiterer Zutat das neue Wesermünder Wappen entstanden ist. (Heraldisch im ganzen richtig zeigt die angeführten Wappen der schmiedeeiserne Kronleuchter im Vorraum der Wesermünder Handelskammer). Aber dagegen spricht einmal, daß dann nicht alle natürlichen und geschichtlichen Landschaften, die der Kreis heute umfaßt, in dem Wappen vertreten wären, und zweitens würde ein äußerst zusammengesetztes, unübersichtliches, unklares, wenig einprägsames, kurz unschönes Wappen entstehen. Etwas der Art mag bei dem großen preussischen Staatswappen z. B. seine Berechtigung gehabt haben, das den Zuwachs an Ländern im Bilde festhielt, wie es der Herrscher in seinem Titel tat; einem Landkreis entspricht das nicht. Halten wir uns lieber an das Wappen des neuen Reichs, das bei allem sinnbildlichen Gehalt ein einfaches geometrisches Gebilde darstellt, in der Fahne die Bedingungen vom Wechsel zwischen Farbe und Metall erfüllt und im Hoheitszeichen an den Adler des alten Reichs anknüpft.

Nicht allgemeine Symbole

Das beste Wappen ist das einfache, aber das Einfache ist schwer. Die ältesten Wappen sind alle einfach, klar, einprägsam, haben wenige Felder mit wenigen ungebrochenen Farben, sind einfach

mathematisch begrenzt oder haben ein einfaches Sinnbild; man denke an das Wappen der USA, die „stars and stripes“, ursprünglich Washingtons Familienwappen, an das in vier Felder geteilte, wechselnd schwarz und weiße Wappen der Hohenzollern, an das Mainzer Rad, den Bremer Schlüssel, die Lippische Rose. Solche Wappen sind unbedingt auch für unsern Geschmack die schönsten. Sie brauchen dabei eine sinnbildliche Bedeutung nicht zu entbehren. So etwa das neuere Wappen der Rheinprovinz: schräges geschlängeltes Silberband durch grünes Feld — der Rheinstrom durchzieht das Land, das seinen Namen trägt.

Gerade an dies Wappen möchte ich anknüpfen bei Vorschlägen für Ortswappen innerhalb des Kreisgebietes. Die Vorschläge kreisen meist in dem einen Bezirk von besonders wichtig und eindrucksvoll erscheinenden Dingen: Eiche, Stier, Roß, Mehre, Steingrab, Bauernhausgiebel, Schiff, Handels- und Industriezeichen usw. Man überfiehet, daß manches geradezu abgegriffen ist. Zudem sind die meisten längst vergeben. Wie das Schwert der Wehrmacht, der Spaten dem Arbeitsdienst, Pflug und Mehre der Landesbauernschaft vorbehalten sein mögen — welcher Kreis hat nicht mit Landwirtschaft zu tun? — so erscheint das Roß bei Niedersachsen, Hannover, Braunschweig, Westfalen, der Stierkopf bei Mecklenburg, der ganze Stier bei den v. Pflessen, Eiche und Fische sind oftmals vertreten.

Will man ein Bild, so möge man sich hüten, zuviel sinnbildlich andeuten oder gar erzählen, einen Vorgang oder eine Handlung wiedergeben zu wollen. Als Gegenbeispiele stelle man sich

etwa die Wappen mittelamerikanischer Staaten vor, die kitschig wirken und als Gegenmuster z. B. das schlichte Kleeblatt der Stadt Hannover. So könnten für uns in Frage kommen eine bodenständige Pflanze und ein ebensolches Tier, die für unser Gebiet bezeichnend sind und sich in ihrer Erscheinung gut künstlerisch gestalten lassen. Ich denke bei den Pflanzen an das Pfeilkraut (*Sagittaria*) unserer Wasserläufe (grün in Silber), den Igelkolben (*Sparganium*) oder die Rohrkolben (*Typha*) an Fluß und See in der Marsch und auf der Geest (etwa naturfarben, grün und braun, über einem in Wellenlinie begrenzten blauen Felde). Beim Tier schwebt mir die Möwe vor, mehr noch der auf der Geest horstende, an Strom und Strand fischende Reiher mit seinem stolzen Flug: Silbern in blau

war er einst das wohl schönste Abzeichen unter den zahllosen unserer früheren Jugendbünde, des Alt-Wandervogels. Den gibts nicht mehr; es entsteht also kein Anspruch auf das Wappen. Zudem ließe es sich leicht abändern: silberner fliegender Reiher in hellblau über grünem, silberwellig begrenztem Felde.

Ganz allgemein läßt sich noch sagen: diese vorgeschlagenen Wappen würden einmalig und etwas Besonderes sein, soweit das bei fast unendlicher Fülle zu übersehen ist, also nicht mit einem alten Wappen zusammenfallen, auf das ein anderer Besitzer Recht hat wie auf seinen Namen. Sie würden den Vorschriften aus der Blütezeit des Wappenwesens nicht widersprechen, einen auf den Kreis bezüglichen Sinn geben und zugleich alles Gesuchte und Spielerische, wie auch

das Abgedroschene vermeiden. Sie würden die Fläche der schlichtesten Schildform gut füllen. Eine Bekrönung mit Helm, Helmszier und Helmschilde oder Mauerkrone, weitere Ausgestaltung mit Schildhaltern oder Wappenspruch kommen für ein Dorfwappen nicht in Frage. Die Ausföhrung müßte in allen Fällen kein Liebhäber, sondern ein bewährter, mit Wappenkunst vertrauter Künstler übernehmen, der auch auf eine schöne klare Schrift zu achten hätte. Denn ein Wappen läßt sich nicht beliebig wechseln; es soll mit dem Begriff dieses Kreises zu einer unlöslichen Einheit verschmelzen und dauernder Kritik auch in später Zeit standhalten, wie es die alten getan haben und noch tun.

Th. A. Schröter.

Schiffahrt gab den Männern Namen

Niederdeutsche Familiengeschichte, wo man sie nicht sucht

Noch wenig beachtet wird von den Heimatforschern das Kulturgut, das in unseren Familiennamen steckt, besonders, wenn sie einen Beruf bezeichnen; gewähren diese uns doch in die wirtschaftlichen Zustände des Mittelalters — damals entstanden die Familiennamen — einen tiefen Einblick. Soweit sie niederdeutschen Ursprungs sind und sich ihr niederdeutsches — im heutigen Sinne gesprochen: plattdeutsches — Gepräge bis in die Gegenwart hinein bewahrt haben, sind sie gewichtige Zeugen für das mittelalterliche Wirtschaftsleben unserer engeren Heimat. Die weitgehende damalige Berufsteilung, besonders die reiche Gliederung innerhalb der verschiedenen Handwerksarten, wirkte namentlich bei der Kenntlichmachung von Straßen und Personen. Sämtliche Vertreter eines Gewerbes pflegten in derselben Straße zu wohnen, so daß es nabelag, diese nach ihm zu benennen. Um aber die vielen Träger des gleichen Einzelnamens — bis etwa zum Jahre 1200 führte man nur seinen schlichten Taufnamen — besser voneinander unterscheiden zu können, wozu die durch die Wirtschaftsentfaltung verwickelter gewordenen Rechtsverhältnisse nötigten, wählte man häufig die Berufsangabe als Zweitbezeichnung.

Ein solcher Beinamen konnte zum festen Familiennamen werden. Dazu trug auch der Umstand bei, daß sich einst der Beruf von Vater auf Sohn zu vererben pflegte (vgl. Hans Sachs [1520]: „Der Vater ist Metzger worden / der Sohn vom gleichen Orden“ und „Der Vater die Schube flicht / der Sohn den Leiten drückt“). Manche mit den Wandlungen im Wirtschaftsleben verschwundene Berufe, z. B. Bielsieder, Armbofter u. a., leben weiter in Familiennamen.

„Schiemann“ und das Tauwerk

An dieser Stelle nur einen kurzen Hinweis auf diejenigen niederdeutschen Familiennamen, in denen die einstigen Wirtschaftsverhältnisse sich offenbaren. Wir wählen dazu die wenig umfangreiche Gruppe solcher, die auf die Schiffahrt sich beziehen, die also an der Wasserlante des niederdeutschen Gebietes entstanden sind. Schipper, Schippers = Sohn des Schiffers, Schepper, Scheper, Scheeper ist, wie noch heute oft in der Kleinschiffahrt, der Herr des Schiffes (mittelniederdeutsch „de schip/herre“), zum mindesten der Herr auf dem Schiffe, der Schiffsführer, erst spät Captain, Kaptein genannt. Ihm stehen zur Seite „de schiplude“ oder „sines schepes kinder“, nämlich „de sturman, schipman und bosman“. Daher die Familiennamen Stürmann, Stürman, Stürmann (niederländisch stuurman), Stühr, Stür (bei der Namengebung wird gern nur der Gegenstand benutzt, mit dem jemand beständig zu tun hatte), Schippmann, friesisch Schippma, Schipmann, Scheyppmann als Vollmatrose und Bosmann („botesman“) als Leichtmatrose.

Schiemann hatte sich um das Tauwerk zu kümmern (beim Ausbessern lassen sich gut Schiffergeschichten erzählen, Schiemannsgarn drehen), auch Schieban genannt. Börtmann fuhr ein Börtship, das in die Reihesahrt eingestellt war: „he hed börtfard up Bremen namen“, Schnickmann eike snigge (einmäftiges Fischefahrzeug), daher auch Schnigge und

Schnüke. Ein Pramman (pramman und pramker), Prhamann, Pramschiefer, Prhamtschüfer, Pramführer (pramvoere), Brantführer, Prahmer und einfach Prham, schiebt einen breiten, flachbodigen Lastfahn mit Stangen vorwärts. Bötter, Bötter in Ilmenauschiffer (Lüneburger Bötterzunft!), dagegen scheint Bötterführer, Bötterführer nur = Föhrbötter nachweisbar zu sein.

Zur Schiffbesatzung gehören noch Hasepelmatt, der Maat, der die Schiffswinde bediente, und Rahnesend, der Gehilfe (vgl. die Familiennamen Grotefend, Rütke, Olde, die anderen Berufen entstammen) des caneman, der mit einem Staken (bom) seinen bomkane (daher Bomkanne) weiterbewegt, um Salz (daher Soltkahn), Holz, Torf u. a. zu befördern. Aus einer Verordnung von 1335, daß „de gram holtes ver schillinghe, de kane, de ek („ekeman, de ene eke vore“, daher Eckmann), de kunkel (daher Kunkel) twe to tollon“ haben, geht das Größenverhältnis dieser kleinen Lastschiffe hervor.

Schiffbauer und Hafenwächter

Gwer (Gweremann) und Bording („bördingesvoerer“) zählen zu ihnen, während Rogge

(1428 coggenbuwer), Kracke (Karacke, spanisch-portugiesisches Rauffahrtschiff) und Raag, Rage (holländischer Einmast) Großschiffe sind. Duhnsack und Dunelack, Duhnsack machten damit Fahrten nach der Düna, ebenf. wie Dühnsfahr, Dühnsfordt (vgl. lubekvar, rostovbor, sunt (= Stralsund) bore, blandervare). Am Schiffsbau beteiligt waren Scheepmaker, Botmaker, Ankersmid, Gwerfchor (schor = Stützpfahl), Rasmelmacher, der die starken Untertane herstellte, wie Keeper die geteernten Schiffstane im allgemeinen. Hafendienst tat Seebohm (ein schwimmender Balken zur Sperrung des Hafeneinganges (vgl. „bynnen boes“), Küstenwächter war Baack, der die Feuerzeichen zu bedienen hatte, vgl. „was en grot schreden an de seekant, also dat de baten edder (oder) tertunnen hen und wedder angesteken“, und Schuback trägt wohl die Mahnung in seinen Namen, gut Ausschau zu halten (mittelniederländisch schouwen) und „de mole unde vurbake over en to nemen“, weil er durch Achtlosigkeit schon einen Schiffsunfall erlitten hat.

Allerdings können einige Namen, z. B. Scheper (= Schäfer), Eckmann (bei einer auffallenden Eiche wohnend), auch aus anderem Zusammenhang heraus gedeutet werden.

Goebel.

Volksnahe Heimatgeschichte

Eduard Rütther: Chronik von Debestedt, Christians, Hamburg, 1938. Gerade zum Niedersachsentag flattert ein Buch auf den Tisch mit einem sehr bescheidenen Titel und sehr ausgewähltem Inhalt. Rütther, unseren Lesern aus zahlreichen Artikeln, die zum Teil Vorarbeiten für dieses Buch waren, bekannt, hat in mühsamer Arbeit alles zusammengetragen, was sich auf die Börde und das Kirchspiel, zu dem also die Dörfer Sievern, Langen, Spaden, Laven, Wehden und Debestedt gehören, bezieht. Man redet soviel davon, daß der Bauer Familiengeschichte treiben solle. Doch nirgends wird ihm handfestes Material in die Hand gegeben, auf dem er aufbauen kann. Dieses Buch ist vorerst einmal geeignet, Interesse an der engsten Heimat zu wecken. Denn trotz aller wissenschaftlichen Genauigkeit, ist es doch so flott und einfach geschrieben, daß es auch der Laie, der es in die Hand nimmt, mit Interesse lesen wird. Gleich die Namensklärung „Debestedt“ = Sammelplatz des Volkes hat sehr viel Wahrscheinliches für sich. Die vorgeschichtlichen Denkmäler, die zum großen Teil verloren, zum anderen aber noch nicht genügend bearbeitet sind, sind wenigstens alle aufgeführt. Aus der frühesten Zeit sprechen eigentlich nur die Namen zu uns, die R. durchweg sehr verständnisvoll interpretiert. Auf diesem Gebiet wird über die Familiengeschichte hinweg gewiß noch manches gearbeitet werden. Und daß die jetzige Chronik hier einen Ausgangspunkt bietet, ist eines ihrer Hauptverdienste. Die eigentliche Arbeit beginnt aber erst mit den Bauernschaftsbriefen aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts. R. hat, um den Nichtfachmann nicht zu ermüden und weil der Wissenschaftler genug Parallelbriefe im Original kennt, sie nur im Auszug

wiedergegeben. Trotzdem bilden sie den Ausgangspunkt für alle gemeindkundlichen Arbeiten zu Beginn der Neuzeit. Und was Rütther hier bietet, ist nicht nur fleißig zusammengestellt, sondern auch geistvoll ausgeschöpft. Die Geschichte, zum großen Teil mit der bremischen verknüpft und durch bremische Akten erschlossen, faßt erstmalig das Gesicht dieses Teils der Hansagegeschichte vom Land aus gesehen zusammen, u. a. ein interessanter Exkurs über die Burg Bederkesa. Am wertvollsten jedoch scheinen die Ausföhrungen über das kunsthistorisch bedeutsame kupferne Taufbecken der Kirche, jener Guß eines Mitgliedes der bekannten Bremer Glockengießfamilie Klinghe aus dem Jahre 1497, das weit über die Grenzen der engen Heimat hinaus bekannt wurde. In einem Anhang stellt R. dabei die ganze Literatur über den Bremer Glockenguß und seine Bedeutung zusammen, ein für weitere Arbeiten nicht zu unterschätzendes Verdienst. Durch anschauliche Zeichnungen von Ackermann und Photos gewinnt das Buch. Wir wünschten nur, es fände zahlreiche Nachfolger.

Horst Cieszyński

Slottschün in Worspöwede

Das alte Rauchhaus wurde seinerzeit durch Worspöweder Künstler zu einem Heimatmuseum umgestaltet. Es wurde mit Altväterhausrat ausgestattet und diente gleichzeitig der Ausstellung und dem Verkauf von Bildern. Nun klappert der Webstuhl in der Slottschün. Eine junge Webmeisterin ist eingezogen und die Gäste haben Gelegenheit, die Kunst der Handweberei kennenzulernen.

Fünzig Jahre wandelten die Landbevölkerung

Aufschwung der Bauernforschung in Niedersachsen

Während in den Städten schon im Laufe des 19. Jahrhunderts die Bahn der alten Ueberlieferungen verlassen wurde, hat das Dorf das 19. Jahrhundert hindurch trotz aller Angriffe wesentliche Teile gerettet. Erst in den letzten fünf Jahrzehnten wurde auch das Bauerntum immer stärker in den Strudel der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung gerissen. In dieser Erkenntnis hat die Historische Kommission für Niedersachsen im Jahre 1933 auf Vorschlag des Bremer Archivdirektors Professor Dr. Entholt einen Sonderausschuß gebildet, um die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des Bauerntums während der letzten fünfzig Jahre durch geschichtliche Forschung festzuhalten.

Schriftliches Material kann darüber nicht genügend Auskunft geben, daher entschloß man sich zu dem Wege, die noch lebende älteste Generation des Bauerntums mit ihrem Erinnerungsvermögen in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen. Nur die heute siebzig- bis achtzigjährigen Bauern wissen, wie die Dinge eigentlich gegangen sind. Da es sich nicht um die Entwicklung der Landwirtschaft als Wirtschaftsmethode handelt, sondern um die Entwicklung des Bauernstandes, d. h. um die gesamte Lebensform der Menschen im Dorf, so mußte man nach Möglichkeit auf die besonderen Verhältnisse des einzelnen Hofes eingehen, um die gegenseitige Verflechtung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse erkennen zu können. Nachdem im Winter 1933 auf 1934 eine Versuchsarbeit im Kreise Gronau durch Mittelschulrektor Hartmann in Hildesheim durchgeführt war, wurde zunächst für den Regierungsbezirk Hildesheim ein umfangreicher Fragebogen über alle einschlägigen Verhältnisse aufgestellt.

Drei Querschnitte durch jeden Hof

Um die Entwicklung erkennen zu können, legte man drei Querschnitte durch jeden einzelnen Hof in den zu behandelnden Dörfern, um den Zustand von 1880, 1910 und 1932 zu erfassen. Die Entwicklung ist in verschiedenen Dörfern nicht gleichartig verlaufen. Man braucht ja nur einen Blick in ein Dorf des Hildesheimer Kübengebietes, in ein Sollingdorf und in ein Dorf des hannoverschen Eichsfeldes zu werfen, um sofort zu erkennen, daß nicht nur die landwirtschaftlichen Verhältnisse verschieden sind, sondern daß sich auch die Menschen in verschiedener Richtung und in verschiedenem Tempo entwickelt haben. Als wichtigste Unterschiede sind Bodenqualität, Verkehrslage, Einfluß der Industrie, Stadtnähe und Vererbungsitten zu erkennen. Es muß deshalb die Auswahl der Orte so getroffen werden, daß Grad und Richtung der Wirksamkeit aller dieser Momente erfaßt werden. Bis jetzt liegen zwei Arbeiten vor, die sich in dieser Zielsetzung und Methode mit der jüngsten Entwicklung des Bauerntums befassen: die von H. Sinner über das Bauerntum an der mittleren Aller und von F. Sander über Dorfte (Kreis Osterode). Eine Darstellung der Entwicklung im ganzen Regierungsbezirk Hildesheim hat bisher nicht gegeben werden können, da unter der Fülle der Aufgaben der heutigen Zeit die Arbeit in den Dörfern langsam fortschreitet.

Keine romantische Rückständigkeit

Es ist dem Städter im allgemeinen nicht bekannt, eine wie tiefgreifende Revolution das Bauerntum im 19. Jahrhundert erlebt hat. Die altbäuerliche Haltung in Wirtschafts- und Lebensführung mit ihrer lebensumfassenden Bindung wurde in ihren Grundlagen erschüttert durch die Auflösung dieser Gebundenheit. Es fielen tausend Jahre alte Formen, die ihren Sinn verloren hatten. Aber das 19. Jahrhundert begnügte sich damit, sie zu beseitigen, ohne neue, zeitgemäße Formen an ihre Stelle zu setzen. So war der Bauer, dessen Denken und Tun bisher eingebettet war in Tradition und Gemeinschaft, plötzlich als einzelner in eine technisch-kapitalistische Wirtschafts- und Lebensform hineingestellt, deren Tempo von Jahr zu Jahr wuchs. Es ist verhältnismäßig leichter, die äußerlichen Be-

gebenheiten der wirtschaftlichen Entwicklung des einzelnen Hofes festzulegen. Man weiß, wie Schafzucht und Flachsbanbau geschwunden sind, wie Kunsdinger und Maschinen auf dem Hof wirksam wurden, aber es ist nicht leicht, einen Einblick zu gewinnen in die innere Haltung des Bauern, der diese Zeit als Herr auf seinem Hof erlebte. So wie einst der liberalistische Bürger aus seinem einseitigen Gesichtswinkel heraus für den Bauern nur das Prädikat „rückständig“ hatte, so kommt heute der, der die Bedeutung des Bauerntums im Sinn des Nationalsozialismus erfaßt, leicht in die Versuchung, im heutigen Bauern ein Stück Romantik zu sehen. Das eine ist so falsch wie das andere; der Maßstab zur Beurteilung des einzelnen kann nicht anders befunden werden, als aus dem Gesichtspunkt der Gemeinschaft und der besonderen Aufgabe des einzelnen Menschen und des einzelnen Standes in ihr: des Menschen auf dem Hof, des Hofes im Dorf, des Dorfes im Volk. Es wäre voreilig, zu glauben, daß wir heute schon wieder einen sicheren Maßstab zur Beurteilung haben, nachdem wir erst fünf Jahre lang wieder versuchen, Gemeinschaft zu denken. Es handelt sich bei der Aufgabe der Bauerntumsforschung überhaupt nicht um Beurteilung, sondern um die Erfassung des Tatsächlichen, und nur, weil die innere Haltung des Bauern von 1880 bis 1932 das entscheidende gewesen ist, wird hier auf diese Frage der Beurteilung hingewiesen.

Nur stichwortartig sollen hier die einzelnen Fragen angedeutet werden: Die Zerlegung der Arbeits- und Lebensgemeinschaft des Hofes — die Arbeitskapazität, die Landflucht, die Arbeitsverteilung, die Technisierung der Arbeit, die Ertragssteigerung, die das Gefüge des alten Bauernhauses sprengte, das Geld als immer stärker werdender Faktor in der bäuerlichen Rechnung, die Unterwerfung des Bauern durch Markt- und Preisbildung in der Hand liberalistischer unbäuerlicher Wirtschaftsfaktoren, die Zerlegung der Dorfgemeinschaft in Klassen, Parteien und Vereine, die Ueberfremdung des Dorfes durch die Stadt u. a. Die Arbeit ist unter Leitung von Dr. Probst auch im Regierungsbezirk Hannover aufgenommen, die Ausdehnung auf Oldenburg und Ostfriesland steht bevor.

Während die beschriebene Arbeit sich mit der jüngsten Vergangenheit befaßt, reißt die allgemeine Bauerntumsforschung in die Verhältnisse früherer Zeiten. Bekannt ist, daß gerade der bäuerlichen Familienforschung ein besonderer Wert zugemessen wird. Hier wird nicht nur an unendlich vielen Stellen gearbeitet, sondern die beiden Gaue Niedersachsens sind auch eifrig bei der Arbeit, systematisch die Kirchenbücher der Dörfer aufzuarbeiten durch Vertikation. Diese außerordentlich wichtige Arbeit, die nicht nur die eigentliche Familienforschung erleichtert, sondern vor allen Dingen auch volksgenealogische und heimatkundliche Ergebnisse zeitigen wird, liegt in Händen des Rassepolitischen Amtes, des Reichsnährstandes und des NSLB. Der Gau Ost-Hannover ist hier vorausgegangen. Die Verbindung zwischen Familienforschung und Erbhofforschung hat insbesondere von Celle aus Verbreitung gefunden.

Die Erforschung der Dorfgeschichte wird von vielen Seiten erstrebt (Das „Dorfbuch“ der NSG: „Kraft durch Freude“, Abteilung Volksbildungsstätte), seitdem die gemeinschaftsbildende Kraft der Ortsgeschichte erkannt ist. Dabei ist eine innere Veränderung mit der dörflichen Ortsgeschichte vor sich gegangen, indem der Schwerpunkt nun natürlicherweise auf der Geschichte der Familien, der Höfe und des Bauerntums überhaupt liegt. Die rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Verhältnisse des Dorfes vor der bäuerlichen Revolution des 19. Jahrhunderts, mit denen sich der Dorfgeschichtsschreiber befaßt, sind aber nicht ganz einfach. Da diese Forschung meist in den Händen von Laien liegt, hat sich der Niedersächsische Heimatbund entschlossen, zur Förderung dieser Arbeit eine Fibel zur Dorfgeschichtsschreibung unter dem Titel: „Dorf und Bauerntum“ (A. Hueg) herauszugeben, die Ende des Jahres erscheinen wird.

Die Bauerntumsforschung geht heute viele Wege. Sie alle sind Zeugen dafür, daß neues Leben eingekehrt ist, daß das Dorf sich wieder auf sich selbst bezieht, und daß der Bauer wieder in die Stelle eingerückt ist, die ihm in der Volksgemeinschaft gebührt.

A. Hueg.

Etwas Geschichte vom Ochsenturm

Wie sah die alte Imsumer Kirche aus?

Mit dem Ochsenturm hat es eine besondere Verwandtnis. Der Deichwanderer, der sich ihm, von Weddewarden kommend, nähert, sieht auf einer Wurt am Deich, nicht weit vom breiten Weserstrom, einen mächtigen Turm aus Granit und Mauerwerk fest auf dem Boden stehen. Schwer und gedrungen sind die Verhältnisse, herb und kantig die Formen. Der Charakter des trozig Aufrechten wird von jedem gespürt und die Uebereinstimmung mit der Landschaft, die ihn umgibt. Fest in sich geschlossen und wehrhaft blickt er über den Strom. Wem hat er nicht schon die Vorstellung erweckt, als sei er der standhafte Zeuge einer untergegangenen Wehranlage?

700 Jahre steht der Turm

Ganz unberechtigt wäre eine solche Vorstellung nicht, wohl mag er zu Schutz und Verteidigung eingerichtet gewesen sein, dieser — Kirchenturm. Denn daß der Ochsenturm der Rest einer Kirche ist, wird dem Aufmerksamen an einigen Kennzeichen noch heute deutlich werden. Das Kirchspiel Imsum wurde zuerst 1091 in einer Urkunde genannt. Der erste Kirchenbau soll ein Opfer des Meeres geworden, der zweite im Jahre 1218 errichtet sein. Wenn diese Angaben des Lagerbuches stimmen, dann ist es derjenige Bau, der sich bis zum vorigen Jahrhundert er-

halten hat. Ein wenig Phantasie hilft uns, den vollständigen Bau wiederherstellen, der Grundriß (siehe Abbildung) mag unsere Tätigkeit erleichtern. Auf der Kopfzeichnung unseres Heimatblattes sehen wir in halber Höhe ein Dach sich an den Turm lehnen, wir verlängern es, — wie auch die Mauer — auf der es ruht, nach rechts, nach Osten. Dann ergibt sich das Langhaus der Kirche, aus dessen Dach der Turm herauswächst. Spuren des oberen Daches lassen sich heute noch an der Ostseite des Turmes feststellen. Im Osten schloß sich an das Langhaus ein kleinerer Raumteil an, das Chorbau, mit niedrigerem Dach, aber größeren Fenstern. Der Turm endete nicht flach wie jetzt, er trug eine Dachspitze. Eine anschauliche Vorstellung des Aeußeren geben uns heute die Bilder in der Weddewardener Kirche.

Das Langhaus war nicht gewölbt, sondern mit einer flachen Balkendecke versehen, das Chorbau aber besaß ein Kreuzgewölbe. Dadurch stimmte dieses Gotteshaus mit dem im Lande Wurten verbreiteten Kirchentyp überein. Der Zugang zum Turm vom Langhaus erfolgte durch zwei mit Bögen überspannte Öffnungen. Auch hiervon sind noch deutlich Spuren zu erkennen. Zwischen Langhaus und Chor schob sich wieder ein Rundbogen ein, der Triumphbogen.

Von der Ausstattung der Kirche ist nichts mehr an Ort und Stelle. Die zwei



Bilder: B. Geibel, Leipzig

Schnitzbild: Mariä Verkündigung. Aus der Kanzel der alten Imsumer Kirche. 1672. Heute in der Kirche zu Dingen/Weddewarden.

Grabsteine hatten ursprünglich außen ihren Platz. Als man sich vor einigen Jahrzehnten entschloß, Langhaus und Chor abzutragen, wurden die kirchlichen Geräte und Teile der Kanzel in das neue Gotteshaus überführt, das im vorigen Jahrhundert zwischen Weddewarden und Dingen errichtet wurde. In Weddewarden lernen wir die —übrigens recht beachtlichen— noch erhaltenen Gegenstände kennen, die einst die Imsumer Döfentkirche geschmückt haben. Von einem um die Mitte des 14. Jahrhunderts gestifteten Altar, von dem wir in einer Urkunde lesen, haben sich keine Spuren erhalten. Wohl aber das Taufbecken aus Bronze, das heute im Chor der 60 Jahre alten Weddewardener Kirche steht.

Wegen seines hohen Alters und seines durch eigentümliche Gestalt ausgezeichneten Aussehens ist es über die Grenzen der engeren Heimat hinaus bekannt geworden. Sechs kleine Figuren auf einem Ring, der etwa den Durchmesser des Kessels hat, tragen auf ihren Schultern das schwere Becken. Seine Wandung hat ein ausgeprägt gekrümmtes Profil und erinnert an die geschweifte Form von Glöckern. Die Außenwand des Beckens wird durch je einen Aufschriftstreifen oben und unten abgeschlossen, die Fläche dazwischen ist mit allerlei Figuren und Pflanzen verziert. Eigentümlicherweise treten sie aber nicht als Hochbild räumlich hervor, wie wir es beim Dehnbücker Taufbecken z. B. beobachten können, es ist vielmehr so, als ob auf die Wandung dünne Drähte aufgelegt worden wären, die nun den Umriß bedeuten (Fadenrelief). Der Güte nach sind die Zeichnungen nicht gerade vollkommen; technisch sind sie so entstanden, daß sie vor dem Guß in die äußere Gießform eingeritzt wurden und nicht schon vor der Bereitung dieser Gießform, des sogenannten Mantels, am Glöckchenmodell angebracht wurden. Auffällig ist ein Wappenschild an der Beckenwand, dessen Zeichnung nicht mit dem Guß, sondern durch Gravierung entstand und der später angebracht sein mag. Die Aufschrift ist in Spiegelschrift gegeben (was nicht gerade selten ist und fälschlicherweise zu geheimnisvollen Erklärungen Anlaß bot) und nicht ganz leicht zu entziffern. Aus ihr geht hervor, daß das Becken 1384 (nicht 1284) entstanden ist. Gewisse Merkmale lassen auf Bremen als Entstehungsort schließen. Die Aufschriften lauten:

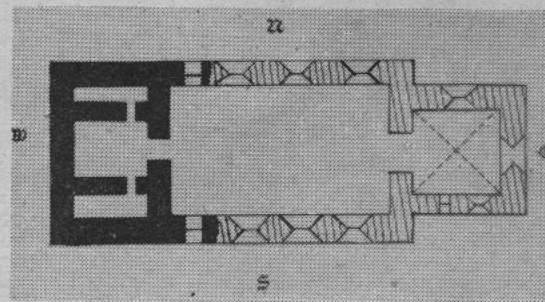
VIRGO TUO SACRO SALVANDI SINT PIA
LOTI
QUI FUERINT LAVACRO COMMISSURI
TIBI TOTI.

(Heilige Jungfrau, alle die Getauften, die durch das Bad dir anvertraut werden mögen, mögen durch dein Opfer zu retten sein). Die gleiche Aufschrift kehrt auf zwei anderen Taufbecken wieder: Nordleba und Bremen.

A°DN M°CCC°LXXXIII° IN FESTO
ANNUNCIACIONIS
BEATEA MARIAE VIRGINIS FUSUM
BAPTISTERIUM ISTUD.

(Dieses Taufbecken wurde im Jahre 1384 am Festtage der Verkündigung der seligen Jungfrau Maria gegossen). Also Angabe von Jahr und Tag der Entstehung eines mittelalterlichen Werkes! (Neber das Taufbecken erschien im „Niederdeutschen Heimatblatt“ 3, 1930 ein Aufsatz.)

In Weddewarden werden noch zwei Abendmahlskelche von großer Schönheit aufbewahrt. Sie stammen noch aus dem 15. Jahrhun-



Grundriß der Imsumer Kirche. Die schwarz ausgeführten Teile stehen noch heute.

dert (einer von ihnen trägt die Jahreszahl 1408) und sind ganz aus vergoldetem Silber hergestellt. Die edle Wirkung des Metalls erhöht einiger plastischer Schmuck am Fuße der Kelche, den die Goldschmiede ihm gaben. Man wird Mühe haben, in der Nähe Arbeiten von gleichem Rang zu finden. Eine Glocke von 1455 ist noch zu erwähnen, die von einem Mitglied der Glöckengießerfamilie Klinge stammt (Hermann Klinge). So trägt sie auch den für die Klingeschen Arbeiten charakteristischen Glöckenspruch: „hermen klinghe mi gheghaten had / god gheve finer sele rad.“

Barocke Kanzelfüllungen

Wer vor einem Duzend von Jahren die Kirche von Weddewarden besucht hat, konnte bei genauem Zusehen hinter dem (modernen) Altar in ziemlicher Höhe einige Schnitzarbeiten bemerken. Es waren Reste aus der Imsumer Kirche, die sich noch erhalten hatten, genauer gesagt handelt es sich um Füllungen aus der Kanzel. Da sie schlecht zu sehen und auch wohl Beschädigungen ausgesetzt waren, sind sie jetzt recht glücklich dazu benutzt worden, den Altar nach beiden Seiten abzuschließen. („Die Denkmalpflege in der Provinz Hannover“ 1927). Es sind Szenen aus der biblischen Geschichte dargestellt, holzgeschnitzt, derb und einfach, mit allerlei wuchernden Schmuckformen, wie sie nach der Mitte des 17. Jahrhunderts gerade Mode waren. Die Wiedergabe der Marienverkündigung, die wir herausgegriffen haben, läßt dieses erkennen, zugleich ist sie ein hübsches Beispiel für den Einfluß, den ein zeitgenössischer Bildschnitzer hier übte. Die andere Abbildung zeigt die gleiche Begebenheit in der Darstellung durch Jürgen Heitmann den Jüngeren (Altar in Lidingworth). Heitmann nannte sich „Bilt-hawwer“, er wirkte an der Unterelbe. Für Lidingworth lieferte er 1665 einen Altar, fünf Jahre später einen ähnlichen für Dorum. Das gespreizte Vornehmtum seiner doch sonst nicht so zartgegliederten Figuren wiederholt das Schnitzbild aus Imsum, wie ja auch jede Gewandfalte, Zug für Zug, auf das Heitmannsche Vorbild zurückgeht.

Pfarrer beschreibt die Kanzel

Die Kanzel mag ein stattlicher Schmuck der Imsumer Kirche gewesen sein, leider besitzen wir von ihm keine Abbildung, um eine Vorstellung davon zu geben. Statt dessen kann uns aber eine Beschreibung aus dem Jahre 1861 helfen, die sich im Staatsarchiv zu Hannover befindet (MfH. 177 Bd. 1 S. 1091). Da sie vielleicht auch familiengeschichtlich von Wert ist, wollen wir zum Schluß einen früheren Pfarrer von Imsum zu Worte kommen lassen. Pastor König sagt in seiner Beschreibung:

„Die Kanzel steht an der Südseite des Schiffes der Kirche, einige Schritte vom Chor entfernt, ist angefertigt aus Holz; vergoldete Säulen bilden die vier Ecken derselben, deren Flächen mit Bildwerk, aus Holz geschnitzt, geziert sind. Oben auf dem fünfeckigen Kanzeldeckel steht Christus, aus Holz geschnitzt; die Ecken sind gleichfalls vorne mit Bildwerk geziert; unterhalb ist in der Mitte eine geschnitzte und vergoldete Taube angebracht, und an den Seiten vier Engelsköpfe. Unten an der Kanzel steht folgende Aufschrift: „Egge Giesen hat zusamt seiner Lieben Ehe Frauen so Trübheit Ist Genannt Christlich Wollen Dahin Schauen Das von Gottes Segen Den Reichlich Sie Wäher verspüret zum Kirch Schmuck Und Gottes Ehr Diese Kanzel Ward Geschenket. — An einer Ecke der Säule steht Anno 1672.“

B. Geibel.



Aus dem Altar in Lidingworth von Meister Jürgen Heitmann d. J., 1665.

Verantwortlich: i. V. Max Plewka.